

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 46

Artikel: Ungewollte Schuld
Autor: Roth, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648994>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

als die Botschaft kam, daß Ernst Zahn ihn am andern Tag zu besuchen gedenke: „Hänge schnell sein Bild wieder ins Eckzimmer“, sagte Widmann lächelnd zu seiner getreuen Ehehälfte, denn er kannte die kleinen Schwächen seiner Freunde.

Widmann druckte mir im Sonntagsblatt zum ersten Male eine kleine symbolische Dichtung „Der Bockvogel“ und ermunterte mich, indem er mir so reizend darüber schrieb, auch zu gelegentlicher schriftstellerischer Arbeit. So durfte ich im Frühjahr 1911 über den großen, internationalen Künstlerkongreß in Rom berichten, sowie über den darauffolgenden Aufenthalt in dem malerischen, alten Künstlerneßchen Anticoli Corrado. Daneben hatte er als helllichtiger Mensch und Dichter auch Verständnis für meine mystischen Anwandlungen und schrieb mir, als ich ihm einmal von einem interessanten symbolischen Traum, der mir viel zu denken gab, erzählte, er wisse jetzt, warum ich ihn an ein Jugendbildnis des romantischen Dichters Novalis erinnere. Er meinte, es müsse noch einmal zu einem Ausgleich kommen zwischen meiner realistischen Ausdrucksweise in der Kunst und dieser ganz entgegengesetzten Seite meines Ichs.

Oft brachte ich in diesen Jahren den Winter in dem damaligen Häuschen meiner Schwester in Laenen ob Gstaad zu und blieb dort bis zur Schneeschmelze. Als mir da der verehrte, väterliche Freund einmal schrieb, er wolle nächstens ein wenig Ferien machen, lud ich ihn ein, mit seiner Frau ein paar Tage mein Gast zu sein, indem ich ihm auch die Bequemlichkeiten des kleinen Tustulums schilderte. Er antwortete mit einer Postkarte:

Trotz Lehnstuhlmodung hab ich jetzt vor Laenen,
Dem hochgeleg'nen, ein gelindes Grauenen —
Und will mich lieber tiefern, mildern Auenen,
Für kurze Frühlingsferien anvertrauen.
Doch gleichwohl, „sei bedankt, mein lieber Schwan
Für diese Einladung, die Du getan.“

Aber in den tiefern, mildern Auenen hatte sich dann der unermüdlige Wanderer eine schwere Bronchitis geholt, an deren Folgen er bis zu seinem Tode zu leiden hatte. Als ich im Oktober 1911 den Muristal den hinaufstieg, um mich vor einem längern Münchneraufenthalt von ihm zu verabschieden, begegnete ich ihm, hustend, in der Muriallee. Ich konnte ihm nur schnell die Hand drücken, da er bei dem schon recht kalten Wetter nicht stehen bleiben durfte und bedrückt reiste ich am andern Tage ab. Aber in der darauffolgenden Nacht hatte ich einen schönen Traum, der mir wie ein Gleichnis vorkam. Ich sah den Weg den kleinen Muristal den hinauf bis zu seinem Haus eingefakt von leuchtenden, in allen Farben glühenden Benseis, eine wundervolle Guirlande, die nicht enden wollte, die durch die Gartenpforte bis in sein Haus hinein führte; ich dachte dabei an eine Ueberfülle von lieben Gedanken an einen großen Menschen, und ich freute mich schon, daß es die Ehrungen an seinem bevorstehenden 70sten Geburtstag sein könnten. In München sah ich 14 Tage später seine Tochter, die sich eben in banger Sorge um ihren Vater, dessen Erkältung in eine Lungenentzündung übergegangen war, befand.

Ein paar Tage darauf hielt ich den „Bund“ mit dem schwarzen Trauerrand in Händen. Widmann war nicht mehr, aber sein Andenken und sein geistiges Erbe, das wußte ich, gehörten der Unsterblichkeit an.

Ungewollte Schuld.

Von Ernst Roth.

Ein Schuß fällt. Sein Schall wird allmählich weicher, bis er in der nächtlichen Stille des Waldes verfliegt.

„Hast du gehört?“ Die Frau faßt ängstlich nach der Hand des Mannes an ihrer Seite.

„Der hat dem Bod gegolten. Aber ich wette hundert gegen eins, daß die Kugel ihr Ziel verfehlt hat; denn der alte Bod ist schlau, der rennt ...“

„Hörst du nicht ... siehst du nicht ... der Reiter?“ unterbricht ihn die Frau und umkrampft mit beiden Händen den Arm ihres Begleiters.

„Das Pferd wird wegen dem Schuß erschrocken sein, „will der Mann sie beruhigen.

„Siehst du denn nicht ... dort der Reiter ...? Um Gottes Willen, jetzt fällt er vom Pferd ..., also habe ich doch gut gehört, es habe ihn getroffen, hat er vorhin gesagt!“ Die Frau zittert und der Mann neben ihr atmet schwer. Alles kommt ihnen unwirklich vor. Kaum drei Minuten sind es her, daß sie, um von dem nahenden Reiter nicht gesehen zu werden, im jungen Tannbüschel sich verborgen und den fröhlich pfeifenden Reitersmann vorbeiziehen sahen und jetzt

„Um Gottes Willen, ein Mord“, jammert die Frau.

„Das ist noch lange nicht sicher. Das Pferd kann eine plötzliche Bewegung gemacht und dadurch der Reiter sein Gleichgewicht verloren haben. Es ist eben nicht alles sattselt, was einem Pferde auf den Rücken steigt, und so Burzelbäume nehmen gewöhnlich einen bessern Ausgang als man glauben könnte!“

Der Mann ist von seinen eigenen Worten nicht überzeugt.

„Aber jetzt kommt doch das Pferd wieder zurück und schleift ...“ Die Frau kann nicht mehr weiter sprechen, die Angst schnürt ihr die Kehle zu. Auch der Mann weiß jetzt, daß es sich nicht um einen harmlosen Sturz handelt. Trotz der Dunkelheit überblickt er die Situation.

„Er ist im Steigbügel hängen geblieben, ich will ...“

„Du kannst doch nicht gehen ..., hörst du nicht Stimmen von der andern Seite ...? Du kannst mich doch jetzt nicht allein lassen. Ich habe Angst vor dem Mörder!“

„Herrgott, ich muß doch helfen. Ich kann doch den Mann nicht von dem Pferd schleifen lassen!“ Aber die Frau klammert sich an ihn. Vergeblich sucht er sich frei zu machen.

„Denkst du nicht an den Revolver in der Tasche? Und wenn man dich bei dem Erschossenen trifft? Ich kann doch nicht sagen, daß wir beisammen waren, als der Schuß fiel. Bedenke doch, alles würde dann auskommen!“

Run macht der Mann keinen Versuch mehr. Die Frau denkt weiter als er. So läßt er sich von ihr von der Straße weg durch den Tannenwald führen.

„Nimm dich zusammen. Du hast nichts gesehen und nichts gehört“, ermahnt ihn die Frau und dann trennen sie sich.

Lieseli Zweiaeder betritt etwas beklommenen Herzens ihr Haus. Das ist immer so, wenn sie nach verbotenen Wegen ihrem Mann vor die Augen treten muß. Sie weiß, daß er sie eines Tages zur Rede stellen wird und daß es einen Skandal gibt, aber sie kann es trotzdem nicht lassen.

In der Wohnstube macht sie Licht.

„Hast du mich jetzt erschreckt“, fährt Jakob Zweiaeder vom Ruhbett auf. „Ich habe nur ein kleines Nickerchen machen wollen und nun habe ich Scheints ..., wie spät ist es denn schon? Was, zehn vor Zehn? Da habe ich ja gut anderthalb Stunden geschlafen. Und einen Haufen Zeug hat es mich geträumt, die schlimmsten Sachen. Wo warst du denn eigentlich? Ich habe dich gar nicht fortgehen sehen?“

„Ich? Ja habe ich es dir denn nicht gesagt, daß ich wegen einem Rezept zur Brunnermarie wollte? Und da haben wir geplaudert und geplaudert und dabei ist es spät geworden!“

„Daran habe ich wirklich jetzt nicht gedacht. Du wirst es mir schon gesagt haben, aber ich bin im Moment so schlaftrunken, daß sich in meinem Kopf alles dreht!“

„Ja, du bist eine Schlafmütze. Du verschläfst mit der Zeit noch deinen Verstand!“

Frau Zweiaeder wundert sich, daß ihr Mann nicht wie sonst, wenn sie ihm seine Faulheit vorhält, aufbraust, sondern lachend entgegnet, daß eines Tages der ganze Vorrat an Verstand verschlafen sein könnte.

„Aber jetzt gehen wir zu Bett“, gähnt der Mann. „Was gibt es da draußen zu sehen?“

„Nichts“, entgegnet die Frau und schaut unentwegt in die Nacht hinaus.

„Warum bleibst du denn am Fenster stehen?“ Jakob Zweiaeder stellt sich nervös neben seine Frau.

„Hast du noch nie keine Belolaternen und Autoscheinwerfer gesehen? Man könnte es meinen! Was gehen uns die Leute an, die nachts herumfahren. Wenn sie arbeiten mühten tagsüber, so würden sie sich auch lieber aufs Ohr legen, wie wir!“

„Das ist nicht so wie sonst!“ Die Stimme der Frau zittert. „Es ist, als ob irgendwo etwas passiert wäre!“

„Du siehst Gespenster, Lieseli. Was soll denn passiert sein? Seit Jahr und Tag ist in Ransletten nichts passiert. Und wenn ein Autofahrer an einen Baum gerannt ist oder ein Töfffahrer die Kurve nicht nehmen konnte, was geht das uns an. Die sollen fahren wie es vernünftige Menschen auch tun!“

„Es kann aber auch etwas anderes sein!“

„Was denn? Vielleicht ein Flugzeugabsturz oder die Landung eines Stratosphärenfliegers!“

„Ich bin nicht für Spässe aufgelegt!“ Die Stimme der Frau ist scharf. Jakob Zweiaeder zuckt mit der einen Schulter und geht mit langen Schritten durch die Wohnstube.

*

Hans Neumann konnte bis jetzt unbeobachtet den väterlichen Obstgarten erreichen. Aber wie er eben befreit aufatmen will, sieht er sich zwei Menschen gegenüber, denen eine Begegnung ebenso unerwünscht ist wie ihm. Es ist der Melker vom Nachbarhof, der in seiner Verwirrung die Arme von der von ihm wegdrängenden Sophie, Neumanns junger Magd, zu lösen vergißt und nur einen verlegenen Gruß stottert.

„Jetzt haben wir die Bescherung“, wirft nachher Sophie ihrem Liebhaber vor. „Warum hast du mich nicht losgelassen? So hat er es gerade sehen müssen!“

„Deswegen brauchst doch nicht gleich böse zu sein. Vorher hat es dir doch so gut gefallen, daß ...“

„Jetzt hör aber auf. Ich muß gehen. Morgen früh gibt es bestimmt eine Kopfwascherei von der Meistersfrau, denn sie mag es nicht leiden, wenn man nachts noch außer dem Haus ist!“

„Da soll sie zuerst ihren eigenen Sohn bei den Ohren nehmen. So mir nichts, dir nichts schleicht der auch nicht durch die Hofstatt. Auf dem Weg hätte er bequemer zum Haus kommen können!“

Sophie ängstigt sich umsonst, denn Hans Neumann hat andere Sorgen, als seiner Mutter über das nächtliche Stelldichein der Magd zu berichten. Ohne Licht zu machen, ist er in seine Kammer gegangen. Dort sitzt er jetzt auf dem Bettrand. In seinem heißen Kopf jagen sich die Gedanken. Es hat ihn wieder einmal gepackt, sein Gewissen, mit aller Schärfe. Er weiß, daß es nicht recht ist, Hand dazu zu bieten, daß eine Frau ihren Mann hintergeht, ja sie immer wieder dazu aufzufordern, wenn sie nicht von sich aus kommt. Und auch das Wildern ist eine verbotene Sache. Beides wird ein schlimmes Ende nehmen.

Er wehrt sich gegen die innern Anklagen. Hätte man ihm Lieseli gelassen und das Mädchen nicht gezwungen, den andern zu heiraten, dann wäre alles unterblieben. Er

wäre kein Ehebrecher und auch kein Wilderer. Jetzt ist er beidem Sträflichen verfallen und treibt einem Abgrund zu.

Im nahen Dorfe herrscht nicht die sonst übliche Stille. Oder scheint es nur so? Hans Neumann steht am Fenster. Vom Dorf zum Wald und zurück bewegen sich Lichtpunkte. Es wird wegen des verunglückten Reiters sein, denkt der Bursche und sucht sich auszumalen, wie er jetzt dastünde, wenn ihn Lieseli nicht vor jenem Schritt bewahrt hätte. Wenn der Mann wirklich von einer Kugel getroffen vom Pferd gestürzt ist, es sich also um einen Mord handelt, dann muß eine genaue Untersuchung auf dem Fuße folgen. Niemand, der mit dem Fall in irgendwelche Beziehung gebracht werden kann, entgeht dem Netz. Also würde man auch ihn verhören, wenn man ihn beim Verunfallten getroffen hätte.

Der Atem des jungen Mannes geht stoßweise, und Schweiß bedeckt seine Stirne. Mühte er nicht verdächtig erscheinen? Munkelt nicht alles davon, daß er wildert? Trifft man ihn also nachts im Wald, dann ist es des Wilderns wegen, und wer wildert, hat auch eine Schutzwaffe. Wildern wollte er ja an diesem Abend. Der Bod, der alte Bod, machte seit Wochen sein Blut unruhig. Lieseli, die ihn von dieser frevlerischen Jagdleidenschaft befreien möchte, hatte ihn an diesem Abend gegen den Wald gehen sehen und war ihm nachgeeilt, um ihn von dieser Leidenschaft abzuhalten. Dafür hat sie die andere in ihm erweckt.

Hans Neumann überlegt, welches die verwerflichere sein könnte. Wohl die letztere, wo es um Menschen geht und nicht darum, ob ein ohnehin der Kugel verfallenes Tier von einem Mann geschossen wird, der einen Jagdschein in der Tasche trägt oder von einem andern, der sich über solche Formalitäten hinwegsetzt und den es geradezu zwingt, Verbotes zu begehren. Er wendet sich vom Fenster weg, versorgt seine Waffe im Schrank und läßt sich angekleidet auf sein Bett fallen. Aber Ruhe findet er nicht. Angestrengt horcht er auf eine Antwort für seine Frage: „Ist der Mann von Mörderhand gefallen?“

Doch es bleibt alles ruhig. Da befällt ihn Müdigkeit, die Augenlider werden schwer und dann hört auch das Denken auf. Dafür sehen Träume ein, lassen ihn in ungeahnte Höhen steigen, um ihm dort jeglichen Halt zu entziehen. Aus einem solchen geträumten Sturz erwacht er, sucht sich wieder in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Mit einemmal hat er die Gewißheit, daß im Wald ein Mord geschehen ist, und nun drängt sich ihm der Gedanke auf, seine am Sonntag im Schießstand noch benützte Waffe zu reinigen. Er weiß nicht, woher es kommt, aber er ist überzeugt, daß er diese Waffe wird vorweisen müssen, vielleicht morgen, vielleicht auch erst viel später. Nun macht er Licht und säubert den Lauf der blanken Waffe. Seine Gedanken umkreisen immer den einsamen Reiter im dunklen Tannenwald.

Für ihn unerwartet geht plötzlich die Türe auf.

„Was, was ...?“ Der Vater muß sich einen Augenblick am Türrahmen festhalten. „Was hast du getan, Hans?“

„Was soll ich getan haben? Am Sonntag vormittag habe ich auf die Scheibe geschossen und bis jetzt ganz ver-gessen, den Revolver zu reinigen. Gerade vorhin kam es mir in den Sinn und ...“

„Ja aber, ist es wirklich nur das ...? Ach Gott, ich bin ganz verwirrt in meinem Kopf. Aber es ist auch gar merkwürdig, daß ...“

„Was ist da Merkwürdiges dabei?“ unterbricht ihn der Sohn, der ohne aufzuschauen in seiner Arbeit fortfährt.

„Gerbers Alex ist im Tannenwald erschossen worden und ... da die Sophie dich spät heimkommen sah und du nun den Revolver, da können einem allerlei Gedanken kommen!“

„Tot? Gerbers Alex? Im Wald erschossen?“ Hans läßt die Waffe auf den Tisch fallen.

„Also der Alex und im Wald! Aber wie kam das nur?“

„Er ist, wie schon oft, nach dem Nachessen noch ausgeritten, und niemand weiß, wie es gekommen ist. Ich weiß nicht wer, hat schießen gehört und gesehen, daß mit dem Reiter etwas nicht in Ordnung war, hatte aber Angst und lief ins Dorf. Und als man kam, stand das Pferd neben dem toten Alex. Dann holte man den Statthalter und die Polizei auf den Platz und“

„Und das Pferd ist dort stehen geblieben, bis jemand gekommen ist, sagst du?“

„Ja, die Zügel hatten sich irgendwie verwickelt und der Braune konnte nicht weg. Aber das ist ja nebensächlich. Warum ist dieser junge Bursche, den alles gut leiden mag, erschossen worden?“ Der alte Neumann stiert vor sich hin zu Boden. Dann hebt er plötzlich den Kopf.

„Für dich wird es gut sein, wenn jemand bezeugen kann, daß du um diese Zeit nicht im Tannenwald gewesen bist!“

Der Sohn erblickt.

„Du wirst doch nicht glauben“

„Von glauben oder nichtglauben ist hier nicht die Rede. Ich sage bloß, daß es für dich gut ist, wenn du der Polizei so Aufschluß geben kannst, daß man dich in Ruhe läßt. Sie wird jeden verdächtigen, der oft mit solchem Schießzeug herumläuft und“ nach einer kleinen Pause, „es geht einem selber auch bald so. Deswegen hat mich vorhin fällt der Schlag getroffen, wie ich dich die Waffe reinigen sah!“ (Schluß folgt.)

Ghörsch du das o?

Jedem Mönisch im Merderund,
Jedem wartet einisch d'Stund,
Wo-n-ihm häll e Glogge lütet. —
Ja, de lost er, was sie düet.
Mängisch lut u mängisch lys
Tönt e wunderbari Wns.

Mer mueß lose, gob er will,
Mes ergnßt ne, er wird still.
Ds Lied isch alt, dür alli Znte
Ghört wär will, si Sehnsucht lüte.
Jede Wandrer i der Nacht
Het es Lied, wo-n-ihm Heiweh macht.

Keine uf em Wäg geit läär.
Jede treit e Garbe schwär.
Jede het im Merdeläbe —
D der Mermisch — er het es Sträbe.
Jede het es Gloggespiel,
Allne Mönische rüeft es Ziel.

Peter Bratschi.

Welt-Wochenschau.

Vom Wettkampf in der Demokratie.

Zwei Wahlausgänge in letzter Zeit lassen erkennen, unter welchen Bedingungen erfolgreicher Wettkampf in der Demokratie möglich sei.

In Schaffhausen siegte die Allianz der Bauern und der Arbeiterpartei über die andern Parteien, und als Schaffhauser Stadtoberhaupt steht dem ehemaligen Kommunisten Bringolf der Sessel so gut wie sicher, eben dank der genannten Allianz. In Genf dagegen wurden in den Grobratswahlen die Sozialisten von 45 auf 40 Sitze zurückgeworfen; der Verlust kommt der Oppositionsführung, den

Radikalen, zugut. Warum der ungleiche Ausgang? Des Rätsels Lösung liegt in der Führung der „Linken“, die in beiden Zentren sehr ungleich arbeitet. In Schaffhausen, das bei der Wehranleihe kopfmäßig an zweiter Stelle steht, scheint der parteischarfe Sozialist begriffen zu haben, daß ein richtiges Wirtschaftsprogramm wichtiger als jede noch so „programmtreue“ politische Phraseologie sei. Das Bündnis mit den Bauern hat seine kurze, aber eindeutige Geschichte. Unterstützung der bäuerlichen Preisforderungen, als einer selbstverständlichen Förderung des bäuerlichen Arbeitslohnes. Dabei Festhalten an der Linie der eigenen Einkommensbasis, sei es der öffentlichen und privaten Löhne, sei es der Unterstützung „nichtbeschäftigter Konsumenten“. Darüber hinaus aber restlose Unterstützung der Landesverteidigung, deren Sabotage heute in der Schweiz nicht mehr verstanden wird.

Wie steht es dagegen in Genf? Die Partei des Herrn Nicole hat auf dem sozialistischen Parteitag der Schweiz in Zürich jenen berühmten Entscheid erzwungen, wonach die Anträge des Parteivorstandes, die Landesverteidigung ohne jede Bedingung anzuerkennen, abgelehnt wurden. Angeblich, „weil das Parteivolk nicht begreife, warum man das eine Mal gegen den Krieg, dann wieder dafür sei“.

Es ist vor allem diese Haltung gewesen, die der Partei ein Meutzel der Sitze gekostet. Der Flügel auf der bürgerlichen Seite wurde eben wieder „radikal“. Es ist viel weniger der Skandal, der um Nicoles Evianer Rede bei den französischen Volksfrontisten aufgeblasen wurde, als diese grundsätzliche Unklarheit in der Landesverteidigungsfrage. Das Gefühl des Volkes für die realpolitischen Notwendigkeiten quitierte folgerichtig. Und es ist bestimmt kein Zufall, daß die Partei des Herrn Nicole die wirtschaftspolitischen Fragen in dem Sinne vernachlässigte, als sie die herkömmliche „ausschließliche Arbeiterinteressenpolitik“ nicht zu revidieren verstand, also für die Interessen anderer arbeitender Gruppen keinen Ausdruck gefunden. Da half nicht das Aufgreifen eines richtig lokalpatriotischen Gegenstandes, der Forderung auf Aenderung des Zonenregimes. Genfs Verhältnisse liegen heute so, daß jede Partei diese Aenderung erhofft, daß jede den Bauern und Gärtnern verspricht, das Notwendige zu tun, damit sie nicht durch die freie Einfuhr spottbilliger Produkte aus den französischen Zonen erdrückt würden. Hätte Nicole ganz allgemein verstanden, was die Anerkennung des bäuerlichen Einkommens (also eine wirtschaftliche Forderung), und die Anerkennung des Wehrgedankens (also eine politische Selbstverständlichkeit), bedeuteten, würden ihm die bäuerlichen Schichten zugefallen sein. Man darf sich eben Demokratie nicht als einen reinen „Meinungskampf“ vorstellen, in welchem jeweils die bessere Meinung siegt. Denn die „Meinungen“ betreffen stets Lebensinteressen. Wer die nicht erkennt und zu fördern versteht, wer nicht für sie eintritt, der kommt ins Hintertreffen.

Nicht nur Herr Nicole, auch andere Leute können heute aus der Genfer Wahlgeschichte lernen. Da wird nun seit der Abwertung von bäuerlicher Seite eine bescheidene Preissteigerung für landwirtschaftliche Produkte gefordert. Duzende von Bauern in einer einzigen emmentalischen Gemeinde haben mir im letzten Sommer versichert, mit zwei Rappen Mehrpreis für die Milch (die nicht einmal der Konsument zu bezahlen hätte), würde man wieder imstande sein, über die Zinsenlasten hinaus wieder die notwendigen Bestellungen bei den verschiedenen ländlichen Handwerkern, die schwer leiden und in den Berggegenden zu den „fascistischen“ Gruppen abzuwenden, zu machen. Professor Laur stellt sich an die Spitze der fordernden Bauern. Er protestiert gegen die Öffnung der Grenzen für fremde Schweine, die ein Anziehen der Schweine-